

<b>Zeitschrift:</b>	Neue Schweizer Rundschau
<b>Herausgeber:</b>	Neue Helvetische Gesellschaft
<b>Band:</b>	9 (1941-1942)
<b>Heft:</b>	7
<b>Artikel:</b>	Zur Tagung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Basel [Fortsetzung und Schluss]
<b>Autor:</b>	Fueter, Eduard
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-759604">https://doi.org/10.5169/seals-759604</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Zur Tagung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Basel\*

Von Eduard Fueter

(*Fortsetzung und Schluss*)

Wie schweizerische Forscher sich seit über einem Jahrzehnt führend an den Fortschritten der theoretischen Physik zu beteiligen verstanden, so haben sie sich nun in letzter Zeit auch bei der Erforschung einer der „letzten weissen Flächen der Landkarte“ einzuschalten gewusst. Die erste schweizerische Himalaya-Expedition von Prof. Arnold Heim und Dr. August Gansser im Jahre 1936 war eine wissenschaftlich und sportlich bedeutsame Tat<sup>1)</sup> in der Geschichte der Expeditionen zur Untersuchung des höchsten Gebirgsmassivs der Welt. Ueber die wissenschaftlichen Beobachtungen und Ergebnisse wusste Prof. Heim einen spannenden Vortrag zu halten, der die Reihe der Hauptvorträge aufs beste abschloss und zugleich die These des Referenten unterstrich, wie viele interessante Probleme der Himalaya-Forschung noch ungelöst sind. An Hand eines bis in Einzelheiten durchgearbeiteten geologischen Profils von Nord nach Süd wies Heim darauf hin, wie sich in der Struktur des Himalayagebirges zahlreiche Uebereinstimmungen mit dem Bau unserer Alpen zeigen. Hier wie dort finden sich grosse Ueberschiebungen. Im Gegensatz zu den Alpen ging aber die Schub-

<sup>\*)</sup> S. den Beginn des Berichtes im Oktober-Heft dieser Zeitschrift.

<sup>1)</sup> Vgl. das schöne, für jedermann bestimmte Buch von Arnold Heim und August Gansser: „Thron der Götter, Erlebnisse der ersten schweizerischen Himalaya-Expedition“, Morgarten-Verlag, Zürich 1938 und das wissenschaftliche Werk der beiden Autoren: „Central Himalaya, Geological Observations of the Swiss Expedition 1936“. Die Denkschriften-Kommission der S.N.G., die das zuletztgenannte Werk als 1. Abhandlung des 73. Bandes 1939 in ihrer Publikationsreihe mit Karten reich ausgestattet erscheinen liess, hat sich damit ein bedeutendes Verdienst erworben; nicht zumindest auch dadurch, dass sie die Herausgabe in englischer Sprache zuließ, wodurch die Prüfung und Einordnung der Resultate der schweizerischen Expedition durch die übrigen, hauptbeteiligten Geologen und Geographen wesentlich erleichtert wurde.

richtung nicht von Süd nach Nord, sondern von Nord nach Süd. Durch Erosion entstand das gewaltige Schwemmland des Ganges, in dem die Alluvionen eine Mächtigkeit von 4000—6000 Meter erreichen. Ihr Gewicht führt zu einer ständigen Senkung, der in gleichem Ausmasse eine Hebung des Himalaya-Massivs entspricht und die durch Erosionen nur zum kleinern Teil wieder zunichte gemacht wird. Manche Ueberschiebungen müssen sich in der Tiefe vollziehen, da sonst das Gebirge Hebungen von ganz ungewöhnlichem Ausmasse zeigen sollte.

Den verwickelten und bisher erst teilweise aufgeklärten Bau des Himalaya zu untersuchen, gelang u. a. auch dadurch, dass Gansser in kühnem Vorstoss das verbotene Gebiet von Nepal und Tibet als Lama verkleidet betrat und dort zu den „Mythen des Himalaya“, dem Thetis-Himalaya, vordrang. Wie die „Mythen“ letzte Ueberreste einer durch die Erosion zum allergrößten Teil zerstörten, die helvetische Zone einst überlagernden und weit im Süden wurzelnden Schubmasse darstellen, so kann man die „Klippen“ des Himalaya mit einer sonst ebenfalls weggeräumten, im Norden, im Transhimalaya, aber noch erhaltenen Deckenfolge in Zusammenhang bringen. Wie sehr dieses Gebiet aber nicht nur wissenschaftliche, sondern auch ästhetische Reize romantischer, grossartiger Landschaften zeigte, erwies sich durch die nachfolgende Vorführung höchst eindrücklicher, prachtvoller Lichtbilder. Mögen daher diese Forschungen fortgesetzt werden können, vielleicht mit Hilfe der seither gegründeten „Schweizerischen Stiftung für alpine Auslandsexpeditionen“. —

Neben den Hauptvorträgen bilden die historischen Betrachtungen und die schlichten Erinnerungen an grosse naturwissenschaftliche Pioniere aus unserem Lande stets einen Hauptreiz der Versammlungen. Auch sie weisen auf die gemeinsamen Ziele aller Forschung und dienen der Besinnung auf die grossen Fragestellungen. Dies ist umso notwendiger, als nach einer ursprünglichen, nie festgelegten und doch fast immer geachten Ueberlieferung die Naturphilosophie an diesen Tagungen als jenseits strenger Wissenschaftlichkeit gelegen betrachtet wird. Der historische Rückblick ist daher oft die einzige oder beste Form, sich über die tieferen Probleme naturwissenschaftlicher Arbeit Rechenschaft zu geben.

Dieses Jahr war ein besonderes Jubiläum zu feiern; die Er-

innerung an den Eremita Helveticus Paracelsus, anlässlich seines 400. Todestages. Zu seiner Ehrung fand eine Festsitzung statt, die durch ihr schlichtes und edles Mass ergriff. In einem umfassenden und bedeutenden, durch interessanteste Zitate besonders belebten Vortrag schilderte Prof. C. G. Jung den „monarcha medicorum“ als Arzt. Nachdrücklich wies er auf die enge Bindung der medizinischen und vor allem heilkundlichen Anschauungen von Paracelsus zur spätmittelalterlichen Astrologie und Alchemie hin, die erst seine Vorstellungen von der ärztlichen Kunst begründen, aber auch sein tiefes und fatales Zerwürfnis mit der Aerzteschaft seiner Zeit wirklich erklären können. Wenn dabei die Schranken des Genies von Paracelsus oft deutlich wurden, so wusste man dem Referenten gerade auch dafür Dank, denn die ungewöhnliche Bedeutung von Paracelsus, für die besonders an seine Verdienste um die Psychotherapie erinnert wurde, stand als Voraussetzung fest. Wie im Zeitalter der Aufklärung Paracelsus oft ein finsterer, abergläubischer Kurpfuscher und Charlatan schien, so muss doch heute, wo uns durch hervorragende Quellen- und Sachforschung vergönnt ist das ganze Werk von Paracelsus zu übersehen, auch vor der Romantik der Ueberschätzung gewarnt werden, denn sie steht in Gefahr, das grossartige Forschungswerk, das unabhängig von Paracelsus oder sogar von seinen bedeutenden geistigen Gegnern errichtet wurde, zu missachten. Ebenfalls ist zu bedenken,— wer auch immer bewundernd den Reichtum und die Spontaneität paracelsischer Einsichten und ärztlicher Weisheit anerkennt und sich zu eigen zu machen sucht, doch zugeben muss,— dass keine Zeit einen Paracelsus ohne Widerspruch anerkennen würde, auch die unsere nicht. Das ist oft weit weniger eine Frage der Gerechtigkeit und der wissenschaftlichen Objektivität, als des menschlichen Temperamentes.

Der Vortrag von Prof. Jung, an den wir die obenstehenden Gedanken anknüpften, wurde aufs beste fortgeführt von Prof. H. Fischer (Zürich) durch eine Darstellung der Auffassung des Paracelsus über Krankheit und Heilwirkung. Seinen Vortrag legte er in umfassenderer Weise in der Festgabe der Basler naturforschenden Gesellschaft an die Teilnehmer der Jahresversammlung nieder: „Die kosmologische Anthropologie des Paracelsus als Grundlage der Medizin“, die wir allen Paracelsus-

Freunden als eine der reifsten und zuständigsten Früchte der bisherigen Paracelsusliteratur nachdrücklich empfehlen möchten. Paracelsus versuchte ein wirklicher Neugründer der ärztlichen Kunst zu sein: „auf solchs hab ich gedacht, wie wan kein buch auf erden were, gar kein arzt, wie müsst gelernt werden?“ Paracelsus fand den Weg dazu durch die Neubelebung eines Gleichnisses von pythagoräischer Herkunft: durch das Bild der makrokosmischen und mikrokosmischen Entsprechung, in welcher wechselseitig der Mensch als Mikrokosmos Abbild der Natur, das Universum als Makrokosmos das Abbild des Menschen ist. Der Mensch und die ärztliche Verpflichtung zu seiner Heilung im Krankheitsfall wurden dadurch sehr wichtig. Dem Arzte wurde von Gott selbst sein Amt überbunden. Daher war jedes Mittel anzuwenden, das zur Heilung führen konnte, weit über alle Gelehrsamkeit hinaus. Was man aus Büchern erkennen mag, ist höchstens wie der Schatten an der Wand oder wie ein Bild im Spiegel; es braucht die direkte Kenntnis der gesamten Natur. Ihre Lehren bilden für ihn die vier Säulen der Heilkunst; die Philosophia als die empirische Naturerkenntnis auf philosophischer Grundlage; die Alchemia als die Lehre von den im Mikro- und Makrokosmos wirkenden Kräften; die Astronomia als die Einsicht in die obere, unsichtbare, „siderische“ oder eher spirituale Welt und endlich die virtus als die ärztliche Tugend. „Erkenntnis (scientia) gibt dem Menschen Sicherheit im ärztlichen Handeln. Aber Wissenschaft ist nicht der letzte Grund des paracelsischen Arzttums. Wissen ist auch nicht das letzte Element seiner Naturphilosophie. Wohl strahlt uns gar herrlich das Wirken der Natur als Erkenntniszusammenhang in der Concordanz des Makro/Mikrokosmosgedankens entgegen, wenn wir durch das „liecht der natur“ in den Stand gestellt worden sind, den Sinn des allgewaltigen Geschehens zu erfassen, aber es gibt noch eine höhere Kraft, welche uns den Weg zur Natur und zum Menschen eröffnet: es ist die gleiche Kraft, welche Dante auf seinem Gang durch alle Tiefen und Höhen der menschlichen Existenz begleitet: amor, die Liebe. Diese Liebe wendet sich nicht nur dem Menschen, sondern jedem Geschöpf Gottes in der weiten Natur zu — Liebe zur Natur ist die Voraussetzung zu ihrer Erkenntnis.“ So wird der Arzt zum allgemeinsten, umfassendsten Therapeuten, der überall die Krankheiten sieht —

und nach Heilung sucht. Das setzt aber eine Anteilnahme und einen Einsatz voraus, den Paracelsus wohl mit den Worten ausdrücken durfte: „der höchste grunt der arznei ist die liebe; dan in welcher mass die liebe ist, dermassen wird auch das wetter über uns gehen.. dan die liebe ist die, die kunst lernet, ausserhalb derselbigen wird kein arzet geboren.“

Auf diesen ausgezeichneten Vortrag folgte zum Abschluss der kleinen Feier eine Besichtigung der Schweiz. Sammlung für historisches Apothekenwesen an der Universität Basel, die mit ihren Schätzen, die einzigartig sind auf der Welt, die Besucher aufs lebhafteste fesselte. Daran schloss sich noch ein Besuch der Paracelsus-Ausstellung in der Universitätsbibliothek, wo durch Oberbibliothekar Dr. Karl Schwarber eine reichhaltige Dokumentierung, vor allem auch aus dem Umkreis der Paracelsisten und der Medizin des 16. Jahrhunderts, zur glücklichen Wirkung kam.

Die ganze Feier hatte im Rahmen einer Festsitzung der „Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften“ stattgefunden. Unter ihrem gegenwärtigen, ungewöhnlich gebildeten und sachkundigen Präsidenten, Prof. J. Strohl, bemüht sie sich besonders, fruchtbar und allseitig anregend zu wirken. Da es in der Eidgenossenschaft zur Zeit keine besonderen Lehrstühle, geschweige denn ein Institut für Geschichte der Wissenschaften oder eine ihrer Fakultäten gibt, sondern einzig mehr oder minder regelmässige Vorlesungen über einzelne Gebiete (mit Ausnahme von Medizin und Historiographie, die fester verankert sind), so übt diese Gesellschaft die Funktion einer allgemeinen Betreuerin wissenschaftsgeschichtlicher Forschungen aus. So sehr in ihren Reihen der Wunsch nach noch aktiverer Tätigkeit lebendig ist — und dieses intensivere Vorgehen auch im Hinblick auf die starke Förderung der Wissenschaftsgeschichte im Ausland eine Notwendigkeit wäre — so ist sie doch bisher stets das wichtigste Zentrum oder Instrument naturwissenschaftshistorischer Arbeit in der Schweiz gewesen. Es mag daher angemessen sein, hier einmal noch besonders, wenn auch ganz knapp, auf sie hinzuweisen, mit dem Wunsche, dass sie aus allen Schichten der Gebildeten kräftige Unterstützung und neuen Auftrieb erhalte. Damit liessen sich auch Ziele von hoher Wichtigkeit und allgemeinem Interesse er-

reichen, die heute vornehmlich aus finanziellen Gründen noch nicht in Angriff genommen werden können.

Wenn man am Schluss der Tagung fragte, — vielleicht inmitten des belebten Schlussbankettes, an dem die Naturforscher der Schweiz sich bis aufs kommende Jahr das letzte Stelldichein gaben, bevor die strenge Facharbeit auf verschiedenen wissenschaftlichen Exkursionen oder wieder in der Stille der Arbeitsstätten weiterging —, welches wohl der Wert solcher Versammlungen sei und wie man mit strengem Maßstab die Qualität des Gebotenen auf jenen Gebieten, auf denen man sich ein eigenes Urteil erlauben könne, einschätzen dürfe, so glaubte man mit ermutigenden Eindrücken die Versammlung verlassen zu dürfen. Die Basler Tagung der Naturforscher mit ihrem reichhaltigen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Programm schien innerlich und äußerlich eine würdige Fortsetzung der besten Zeiten der ruhmreichen Vergangenheit dieser Rheinstadt zu bedeuten. Und wie gross die Taten ihrer Gelehrten waren, erfuhr man wieder aus einem kleinen Spezifikum, das in der schon erwähnten Gabe der Basler Naturforschenden Gesellschaft mitenthalten war: Aus einer akademischen Festrede von Daniel Bernoulli vom Jahre 1737 „De vita“. In ausgezeichneter Uebersetzung und mit trefflichem Kommentar von Prof. O. Spiess und Prof. F.

Verzár herausgegeben, geht aus dieser Rede hervor (nachdem wir an einem konkreten Beispiel mit den damaligen Gebräuchen bei einem Doktorat bekannt werden), dass die Versuche Bernoullis zur Berechnung der Herzarbeit die erste exakte Bestimmung darstellten und auch heute noch, nach 200 Jahren, als unseren Kenntnissen entsprechend bezeichnet werden können!

Freilich, wer von jeder Versammlung das Präsentieren genialer Leistungen erwartet, muss bedenken, dass alle Forschung langsam voranschreitet — die Naturforscher im Besondern sind gegenüber Philosophen und Lebenskünstlern geduldige Leute —; niemand darf hoffen, dass unmittelbar durch sie entscheidende Wendungen in der „Besserung des menschlichen Geschlechts“ erfolgen. Aber sicherlich ist die Forschung eine der edelsten Beschäftigungen des menschlichen Geistes und wird schliesslich auch zu sozialen Formen führen, die trotz allen Krisen der Geschichte höher entwickelt und bedeutungsvoll genug sind, um den steten Einsatz zu lohnen.